

Perspektiven einer Carl-Diem-Biographie

Frank Becker

Dass es keine Erkenntnis ohne Interesse gibt, ist ein beliebter Topos der Siebzigerjahre gewesen – Jürgen Habermas hat ihm die theoretischen Weihen verliehen. Noch heute geistert er durch die Einleitungskapitel geisteswissenschaftlicher Studien, von der Proseminararbeit bis zum Alterswerk. Das *Interesse* des Wissenschaftlers, am liebsten aus den politischen und gesellschaftlichen Problemen seiner Gegenwart gespeist, legitimiert die Beschäftigung mit Gegenständen, die ansonsten nur noch musealen Wert besäßen. Vor diesem Hintergrund muss eine wissenschaftliche Arbeit, für die es sogar einen Auftrag gibt, geradezu als ein Glücksfall gelten: Nicht nur vermutet oder abstrakt behauptet ist hier das gesellschaftliche Interesse, sondern ganz konkret formuliert und – so möchte man ergänzen – materiell auskristallisiert in einem großen Fördertopf, der dem Forscher gleichsam Euro für Euro die Relevanz seines Tun bestätigt.

Wodurch aber ist der Auftrag motiviert, eine Biographie Carl Diems zu schreiben? Wie so oft, wenn es um Persönlichkeiten geht, deren Lebenslauf die Jahre des Dritten Reiches durchschneidet, steht die letztlich moralische Frage nach Mittun und Verquickung oder doch wenigstens unzureichender Verweigerung im Vordergrund. Das Interesse an einer Klärung der Rolle Diems in der NS-Zeit teilen die Verbände und Repräsentanten des deutschen Sports dabei mit einer breiteren Öffentlichkeit, die Diem als einen „Vater des Sports“, gewürdigt durch die Benennung von Hallen, Plätzen und Straßen, in achtungsvoller Erinnerung zu behalten gelernt hat. Ob er diese Achtung verdient, soll die Biographie klären, und das in einer durchaus verbindlichen Weise: Am Ende des Forschungsprojekts soll neben einem fertigen Buch auch eine knappe Gesamtbeurteilung stehen, eine Empfehlung an alle öffentlichen Körperschaften, wie künftig mit Diem zu verfahren sei. Die Stadt Köln etwa hat bereits erklärt, sie wolle ihre Entscheidung über eine eventuelle Umbenennung des Carl-Diem-Wegs im Stadtteil Lindenthal von den Ergebnissen des Diem-Projekts abhängig machen. Unversehens wird die Geschichtswissenschaft, um das Diktum Schillers zu modifizieren, zur moralischen Anstalt, die Biographie zu einem Tribunal und einer Auskunftsstelle in den Be- und Entschuldigungsritualen der *political correctness*. Man mag lange darüber streiten, ob wissenschaftliche Erkenntnisse eine moralische Beurteilung überhaupt festlegen können oder ob nicht vielmehr, egal welche Ergebnisse die Recherche letztlich zu Tage fördert, die Frage der ethischen Bewertung davon unabhängig bleiben wird – gewiss ist, dass die Rolle des Biographen, seine Haltung dem Objekt seiner Forschung gegenüber durch diese Erwartungshaltung mitbestimmt wird. Und da uns die neuere Theorie der Biographieschreibung gelehrt hat, auch das *Subjekt* des biographischen Arbeitens als das Produkt eines Konstruktionsprozesses zu begreifen, darf dieser Effekt nicht gering geachtet werden.

Der Aufbau einer biographischen Optik

In den Konstruktionsprozess, der die biographische Optik aufbaut, fließen im übrigen nicht nur die aktuellen Diskussionen, sondern auch die Fremdzuschreibungen und Rezeptionsformen ein, die in den Jahrzehnten zuvor, seit Diems Tod im Jahr 1962, die Erinnerung an den Sportpionier geprägt haben. Das Diem-Bild, das hier entstanden ist, kann nicht durch schlichte wissenschaftliche Aufklärung aus der Welt geschafft werden, sondern bleibt, wenn auch in kritischer Abgrenzung, als Wahrnehmungsfolie in den Arbeitsprozess einbezogen. Lange war dieses Bild vor allem von den Anstrengungen zu einer Traditionsstiftung bestimmt, die das Ehepaar Diem noch selbst unternommen hatte; nach dem Zweiten Weltkrieg hatten Angriffe aus Sozialdemokratie und Arbeitersport, auch aus der DDR, die Notwendigkeit einer Deutungspolitik in eigener Sache sehr deutlich werden lassen. Carl Diem hat dieser Notwendigkeit durch viele Richtigstellungen und Rechtfertigungen, Liselott Diem dann durch den Aufbau des Diem-Archivs an der Sporthochschule Köln und durch zahlreiche Editionen von nachgelassenen Texten ihres Mannes Rechnung getragen – unter anderem von autobiographischen Skizzen, die unter dem Titel „Ein Leben für den Sport“ zu einem viel gelesenen Buch avancierten. Das allzu einseitige Bild, das Diem hier von seiner Rolle in der NS-Zeit zeichnete – fast schien er ein Opfer zu sein, war er doch mit einer so genannten Vierteljüdin verheiratet und hatte gemeinsam mit ihr 1933 zunächst alle Ämter verloren – blieb lange Zeit unkorrigiert und unwidersprochen. Erst in den frühen Achtzigerjahren setzte eine kritische Diskussion ein, die teilweise zu notwendigen Korrekturen an der Diem-Hagiographie führte, teilweise aber auch in pauschale Verurteilungen abglitt, die letztlich genauso einseitig und damit auch sachlich unangemessen waren wie die distanzlose Verehrung im anderen Lager. Seither ist Diem zu einer Reizfigur geworden, die bis heute die Diskussion in Wissenschaft und Öffentlichkeit in höchstem Maße polarisiert.

Außer der prekären Schuldfrage und der Auseinandersetzung mit der Traditionsbildung und Erinnerungsarbeit nach Diems Tod gehen aber auch noch andere Komponenten in die Optik des Biographen ein. Diese Komponenten ergeben sich aus den Schwerpunktsetzungen der aktuellen Debatte um die kulturellen Trends der Jahrtausendwende. Die Gegenwart ist wie keine Ära zuvor auf die Physis des Menschen fixiert; Zeitdiagnostiker sprechen von einem regelrechten Körperkult. Die Gesundheit, Leistungsfähigkeit und Attraktivität ihres Körpers spielt im mentalen Haushalt der Bürger der westlichen Industriegesellschaften eine bedeutende Rolle. Dieses Zentral-Setzen des Körpers lenkt den Blick auch in einer bestimmten Weise auf die Vergangenheit zurück: für die einen im Sinne einer Geschichte der Befreiung aus christlicher und bürgerlicher Unterdrückung, für die anderen, inspiriert von Foucault, im Sinne einer Einbeziehung des Körpers in die Analyse jener Mikrophysiken der Macht, die sich in der Moderne in das Gewand des Förderlichen, Produktiven gekleidet und den Menschen dem unerbittlichen Zwang zur Steigerung, Verschönerung und Verbesserung unterworfen haben. Die Biographie eines Mannes, der wie nur wenige dazu beitrug, dem Sport in Deutschland zum Durchbruch zu verhelfen, ihn zu einem Massenphänomen zu machen, wird damit zur Sonde, die in eine Entwicklung von höchster aktueller Relevanz hineingehalten wird. Über Diem, von der Untersuchung seines Lebens und seines Werkes angestoßen, erschließt sich ein Strang der Gesellschafts-

und Kulturgeschichte, der lange Zeit sträflich vernachlässigt wurde und erst in neuerer Zeit als „Körpergeschichte“ das Interesse der Historiker auf sich gelenkt hat.

Aber auch in einem anderen Bereich wird der Diem-Biograph zum Archäologen wichtiger Tendenzen der Gegenwart. Im Zeichen der Postmoderne hat der Begriff der Kultur alle Geistes- und Sozialwissenschaften in seinen Bann geschlagen. Nicht mehr politische Ökonomie, Ideologiekritik und Fortschritt beherrschen die Diskussion, sondern die sinnstiftenden, jegliche Realität überhaupt erst erschließenden Deutungsleistungen des menschlichen Bewusstseins. Solche Deutungsleistungen manifestieren sich in Zeichen und Symbolen, Ritualen und Zeremonien – der Mensch wird als *homo ludens* wieder entdeckt. In die Welt der Spiele, in diesem Fall der Sportspiele, führt auch die Beschäftigung mit Carl Diem. Diem hat auf einem Feld gewirkt, das ein wichtiger Bestandteil der Kulturgeschichte schon des späten 19., vor allem aber des 20. Jahrhunderts in Deutschland ist. Und auf diesem Feld ist er durch besondere Kreativität hervorgetreten: Viele Neuschöpfungen, viele Rituale und Zeremonien, die zu selbstverständlichen Bestandteilen der Sportkultur der Gegenwart geworden sind, gehen auf sein Konto: vom Sportabzeichen bis zu den Reichs- bzw. Bundesjugendspielen, vom olympischen Fackellauf bis zum ‚Gesamtkunstwerk‘ der Olympischen Akademie. Darüber hinaus hat Diem den Sport zeitlebens als Deuter und Interpret begleitet, dessen vorrangiges Ziel darin bestand, ihn mit anderen Sparten des kulturellen Lebens zu verknüpfen, ihn selbst zu einem unverzichtbaren Bestandteil der Gesamtkultur zu machen.

Sozialgeschichtliche Grundlagen

Die *schöpferischen* Leistungen Diems dürfen selbstverständlich nicht darüber hinwegtäuschen, dass auch er, wie jedes andere Individuum, vor allem *Geschöpf* vieler sozialer Kontexte und Strukturbedingungen gewesen ist. Das ist, ins Allgemeine gewendet, die Botschaft der sozialgeschichtlichen Wende in der Biographik gewesen, die damit dem Glauben des Historismus an das geschichtsmächtige Subjekt widersprach, das seine Umwelt, je mehr, desto bedeutender es sei, nach seinem Gusto forme, ohne seinerseits von dieser bis in den Kern seiner Persönlichkeit hinein geformt zu werden. Sozialgeschichtlich inspirierte Biographik erkannte im Einzelwesen vor allem individuierte soziale Strukturen, oder, um eine klassische Formulierung zu verwenden, das Ensemble bestimmter gesellschaftlicher Verhältnisse. Überträgt man diesen Ansatz auf die Diem-Biographie, dann treten die Fragen nach der sozialen Herkunft, der Generationszugehörigkeit und dem Karriereverlauf, aber auch nach den Institutionen, in denen er sich bewegt, und den sozialen Netzwerken, denen er angehört hat, in den Vordergrund.

Die Frage nach der Herkunft ist schnell geklärt: Diem wurde in Würzburg in den unteren Mittelstand hineingeboren, in eine Familie von Kaufleuten und kleinen Gewerbetreibenden, und er steuerte selbst auf eine vergleichbare soziale Position zu, als er nach der mittleren Reife, inzwischen in Berlin, eine kaufmännische Lehre absolvierte. Als großstädtische Angestelltenexistenz wechselte Diem, um die sozialgeschichtliche Begrifflichkeit noch weiter zu präzisieren, in den ‚neuen Mittelstand‘ über. Man kann darüber spekulieren, ob Abitur und Hochschulstudium möglich gewesen wären, wenn der Vater, der 1899 Hals über Kopf nach Amerika auswanderte, die Familie nicht im Stich gelassen hätte. Finanzielle Engpässe ließen eine längere

Ausbildung der Kinder jetzt nicht mehr zu. Letztlich war es der Sport, dem Carl Diem dann eine zweite Chance zum gesellschaftlichen Aufstieg verdankte.

Schwieriger ist das Problem der generationellen Zuordnung. Einerseits erscheint der 1882 geborene Diem als typischer Repräsentant des kleinen Bürgertums der wilhelminischen Ära, in die seine Adoleszenz hineinfiel: patriotisch und pflichtbewusst, staats- und militärfreudig. Andererseits zeigen sich in Diems Persönlichkeit aber auch viele moderne Züge; und von einem vermeintlich rundum angepassten Menschen würde man gewiss nicht erwarten, dass er sich ausgerechnet dem Sport verschrieb, der bekanntlich im späten 19. Jahrhundert noch um seine gesellschaftliche Anerkennung kämpfen musste, der vielen Zeitgenossen als ein Spleen der Angelsachsen erschien, der leider nun auch in Deutschland nachgeäfft wurde.

Ein anderer Vorschlag bestände darin, Diem der Generation der Weltkriegssoldaten zuzuordnen. Schließlich war er einer der vielen, die sich im August 1914 Unter den Linden versammelten, als die Mobilmachung verkündet wurde, und anschließend unverzüglich zu den Meldebüros eilten. Vier Kriegsjahre folgten, die in Diems Persönlichkeit tiefe Spuren hinterließen; die Erinnerung daran war unauslöschlich, wie viele Tagebucheinträge und Briefe belegen. 1930 führte er seine frisch angetraute Frau sogar auf der Hochzeitsreise zu seinen Einsatz- und Gedächtnisorten an der vormaligen Westfront. Andererseits war Diem bei Kriegsausbruch schon 32 Jahre alt, also ein ‚fertiger‘ Mann und keiner jener Jünglinge mehr, die in den Jahren an der Front erst erwachsen wurden und in dieser entscheidenden Entwicklungsphase den Krieg zum Lehrmeister hatten – Kriterium dafür, von der sozialgeschichtlichen Forschung der Frontsoldatengeneration zugeschlagen zu werden. Diem hatte aus dem Krieg vieles mitgenommen, aber er war weniger stark – oder anders – von ihm geprägt worden als die meisten der zwischen 1890 und 1900 Geborenen.

Auch von der so genannten Kriegsjugendgeneration, den Jahrgängen zwischen 1900 und 1910, trennte Diem ein breiter Graben. Möglicherweise blieb er auch deswegen in den Weimarer Jahren immer dem bürgerlich-nationalliberalen (bis national-konservativen) Milieu verhaftet, ohne jemals in Kontakt mit der NSDAP zu kommen, die ihr Personal zu großen Teilen aus der Frontsoldaten- und der Kriegsjugendgeneration rekrutierte. Diem galt aus der Sicht dieser Gruppen als einer jener älteren Herren, die zwar national und soldatisch empfanden, aber die entscheidende Wende zum völkischen Denken und zur moralinfreien Sachlichkeit des reinen Durchsetzungswillens nicht mehr vollzogen hatten.

Da die Einordnung in das gängige, auf den Krieg bezogene Generationenmodell also Schwierigkeiten macht, empfiehlt sich vielleicht eine Orientierung an jenem Realitätsbereich, dem Diem sich seit seiner Jugend mehr und mehr verschrieben hatte; in diesem Sinne könnte er einer – jahrgangsmäßig relativ weit gefassten – Generation zugeschlagen werden, die als erste von vornherein mit dem Sport groß wurde, ohne – über ein kurzes Intermezzo hinaus – zuvor in die Schule des Turnens gegangen zu sein. Im späten 19. Jahrhundert hatte der Sport eine gesellschaftliche Präsenz erreicht, die es einer immer größeren Zahl von Aktiven erlaubte, sich *nur noch* in seinen Organisationen zu bewegen und damit von den verfeindeten Brüdern, den Turnern, zu distanzieren. Trotzdem ist das Turnen als Rivale oder möglicherweise auch als Partner, jedenfalls als ein wichtiges Gegenüber, für Diems Generation immer sichtbar geblieben. Für spätere Generationen war der Kampf bereits so eindeutig zugunsten des Sports entschieden, dass sie den Turnern viel gelassener begegnen konnten. In

Diems Schriften hingegen ist die Auseinandersetzung mit Weltbild und Praxis der Turner fast immer präsent – sei es explizit, sei es implizit.

Darüber hinaus macht sich die Zugehörigkeit zu einer Gründergeneration auch durch eine ausgeprägte Experimentierfreude bemerkbar. Alle Dinge, die den Sport betreffen, sind noch im Fluss, es gilt, sie auszugestalten und in die gewünschte Richtung zu lenken. Als Erfinder neuer Sportarten und Sportveranstaltungen, erinnert sei nur an den Staffellauf Potsdam-Berlin und die Leichtathletik-Hallenwettbewerbe, aber auch als Begründer neuer Wissens- und Wissenschaftsfelder ist Diem in die Sportgeschichte eingegangen. Gleichzeitig resultierte aus der Neuheit des Sports aber auch ein starkes Bedürfnis nach Werbung und Legitimation. Diem hat sich davon Zeit seines Lebens nicht lösen können, obwohl er schon in seinen mittleren Jahren die Erfahrung machen durfte, dass der Sport mit Millionen von Organisierten einen festen Platz in der deutschen Gesellschaft erobert hatte. Fast zwanghaft wiederholte Diem in seinen Reden und Aufsätzen all die guten Argumente, die Vertreter von Politik und Wirtschaft, Streitkräften und Krankenkassen davon überzeugen sollten, dass der Sport von großem Nutzen ist.

Neben Generationszugehörigkeit und Milieubindung sind aber auch soziale Netzwerke ein wichtiges Konstituens individueller Lebensläufe. Karriereverläufe hängen ganz wesentlich von kollegialen, freundschaftlichen oder verwandtschaftlichen Kontakten ab, jedenfalls von Personen, die bereit sind, zu helfen, zu fördern, ein Wort einzulegen. Diem baute sein Netzwerk schon früh über den Sport auf. Sein erster Verein, dem er dauerhaft die Treue hielt: der Berliner Sportclub, versammelte in der Hauptsache, wie für die Athletikvereine des Kaiserreichs nicht unüblich, junge Angestellte in seinen Reihen; hinzu kamen aber auch Studenten, Offiziere – und zwei Hohenzollernprinzen. Für Diem bedeutsam wurden vor allem die Freundschaften zu dem Jurastudenten Martin Berner, der im Ersten Weltkrieg fiel, und zu dem Offizier Walter von Reichenau, dessen steile militärische Karriere zu Beginn des Zweiten Weltkriegs in der Ernennung zum Feldmarschall gipfelte. Reichenau blieb für Diem ein einflussreicher Fürsprecher beim Militär. Noch bei der Organisation der Olympiade 1936 arbeiteten die beiden zusammen. Ähnlich wichtig war die Verbindung zu Karl Ritter von Halt, der als Bankangestellter in München ebenfalls ursprünglich dem neuen Mittelstand angehörte, nach seiner Nobilitierung im Ersten Weltkrieg aber in den Weimarer Jahren eine erfolgreiche Verbandskarriere durchlief, bevor er in der NS-Zeit in den Vorstand der Deutschen Bank und zuletzt noch, im Herbst 1944, in das Amt des Reichssportführers aufrückte. Auch in der Nachkriegszeit, nach seiner Internierung durch die Russen, kam er wieder mit Diem in Kontakt. Für Diems Karriere waren aber nicht nur diese Freundschaften wichtig, die er über Jahrzehnte zu pflegen und zu erhalten verstand, er profitierte auch von der Förderung durch gesellschaftlich höher stehende Gönner. Diesen Gönnern empfahl er sich als anstelliger junger Mann, der seinen Platz kannte und bereit war, anstrengende und lästige Organisationsarbeiten zu übernehmen – ein Schema, das seine gesamte Funktionärslaufbahn prägte. 1913 wurde er Generalsekretär beim Deutschen Reichsausschuss für Olympische Spiele, als dessen Präsident, der Kavalleriegeneral Viktor von Podbielski, jemanden suchte, der es ihm durch emsiges Zuarbeiten erlaubte, seine eigene Tätigkeit auf Politik, Repräsentation und die wirklich großen Geschäfte zu beschränken; Theodor Lewald, seit 1919 im Präsidentenamt des DRA und hoher Regierungsbeamter, wurde für die Familie Diem sogar zu einem väterlichen Freund, der sich als Trau-

zeuge und zweifacher Taufpate gewinnen ließ. Auch an der 1920 gegründeten Deutschen Hochschule für Leibesübungen in Berlin musste Diem sich mit dem Amt eines informellen, erst ab 1931 auch formellen Prorektors bescheiden. Und auch in der anfänglich schwierigen Zusammenarbeit mit dem Reichssportführer Hans von Tschammer und Osten in der nationalsozialistischen Ära stellte sich nach einer gewissen Zeit eine ähnliche Konstellation her. Zwar war Diem nun nicht mehr der junge, sondern der im Verhältnis ältere Mann, aber er brachte weiterhin seine Sachkompetenz und sein Organisationstalent ein, um den obersten Repräsentanten des deutschen Sports in einigen Bereichen zu beraten und zu entlasten. Tschammer bediente sich darüber hinaus nun seinerseits der Netzwerke Diems, dessen Auslandskontakte für sportpolitische Manöver aller Art von großem Wert waren. Erst in der Bundesrepublik konnte Diem sich von der Rolle des ewigen Zweiten lösen. Zwar blieb ihm eine neuerliche große Verbandskarriere versagt, aber zumindest in der etwas kleineren Welt der Deutschen Sporthochschule Köln war er nun der unbestrittene König.

Lenkt man den Blick auf die Institutionen, in denen Diem sich bewegte, so fällt zunächst deren Menge und Vielfalt ins Auge. Diem war Journalist, Funktionär, Pädagoge, Wissenschaftler und noch vieles mehr. Mit all diesen Tätigkeiten verbanden sich unterschiedliche soziale Rollen. Diem wurde nicht von *einer* Institution geprägt, sondern von mehreren, so dass sich die Frage aufdrängt, wie er all diese Anforderungen in seiner Person vereinigen konnte – vielleicht dadurch, dass sich seine Identität in verschiedene Teilidentitäten auflöste, dass sich seine Biographie in mehrere *Biographien*, um eine Formulierung der neueren Forschung aufzugreifen, pluralisierte? Eine solche Sichtweise drängt sich gerade dann auf, wenn man im Gefolge aktueller sozialwissenschaftlicher Theorien von einer strikten Ausdifferenzierung der verschiedenen Funktionssysteme der modernen Gesellschaft wie Politik, Medien, Erziehung und Wissenschaft ausgeht, die als Sinnprovinzen eigener Logik mehr oder minder unvermittelbar nebeneinander existieren. Ein alternativer Ansatz bestünde darin, dem gemeinsamen Element all dieser Tätigkeitsbereiche, dem Sport nämlich, eine zur Reintegration fähige Zentripetalkraft zuzuschreiben. Der geschlossene Selbstentwurf Diems könnte sich dann darauf gestützt haben, dass es ihm immer, egal in welchem Zusammenhang, um die Sache des Sports ging.

Anschlüsse an die Psychohistorie

Die neuere Biographieforschung hat auch viele Anregungen von der Psychohistorie empfangen. Es sollte selbstverständlich sein, dass die Ergebnisse von Psychologie und Psychoanalyse, wichtiger Humanwissenschaften, nicht einfach ausgeblendet werden, wenn es um die Erforschung historisch handelnder Menschen geht. Oft müssen die Biographen allerdings einräumen, dass sie die Notwendigkeit der psychologischen Betrachtung zwar einsehen, ihnen die Quellen aber nicht zur Verfügung stehen, die das Eindringen in tiefere Bewusstseins- und Persönlichkeitsschichten ermöglichen könnten; gerade zur Kindheit, in der Sicht der Psychoanalyse Phase entscheidender Weichenstellungen, ist in der Regel nur wenig verwertbares Material vorhanden. Das gilt für Diems Kindheit im Prinzip auch. Die ersten Aufzeichnungen von seiner Hand, die wir besitzen, stammen aus dem Jünglingsalter. Trotzdem müssen wir auf diese Perspektive nicht verzichten. Schon die dürren Fakten, die zur familiären Situation und zur Schulausbildung bekannt sind, legen einige Schlussfolgerungen nahe. Diem

war siebzehn Jahre alt, als sein Vater die Familie verließ, um sich in Amerika eine neue Existenz aufzubauen. Die Mutter, die in einem Pfälzer Dorf aufgewachsen war, kam in Berlin Zeit ihres Lebens nicht zurecht. Diese Konstellation bewirkte bei Diem zweierlei: Erstens suchte er noch in seinen Mannesjahren immer wieder Ersatzväter und fand sie, so lässt sich ohne übermäßige Spekulation vermuten, vor allem in den gesellschaftlich hochrangigen DRA-Präsidenten. Zweitens fühlte Diem sich in hohem Maße für seine Mutter verantwortlich, ein Gefühl der Verpflichtung, das sich noch verstärkte, als sein einziges Geschwister, der jüngere Bruder Hans, im Alter von nur 24 Jahren starb. Glühender Eifer und Karrierestreben waren fortan auch dadurch motiviert, die Mutter versorgen zu wollen. Diem hat bis zu ihrem Tod 1938 unter einem Dach mit ihr gewohnt; zunächst in der elterlichen Wohnung in der Hindersinstraße, dann, nach der Hochzeit mit Liselott 1930, im eigenen Haus am Falterweg.

Der ausgeprägte Aufstiegswille Diems hatte aber vermutlich auch noch andere Wurzeln. Schon der Vater strebte nach Höherem und kompensierte seinen realen Misserfolg durch Hochstapelei. Carl erlebte seinen mäßigen Schulerfolg – auf dem anspruchsvollen Französischen Gymnasium scheiterte er, das Friedrich-Werdersche verließ als höchstens durchschnittlicher Schüler mit der Mittleren Reife – als ständigen Ansporn zur nachholenden Bildung, zur kulturellen Beflissenheit, die auch im hohen Alter nicht nachließ. Ob er bei günstigerer Finanzlage der Familie den Schulbesuch fortsetzen und das Abitur hätte machen können, steht dahin; jedenfalls nutzte er schon die Freiheiten beim einjährig-freiwilligen Militärdienst, um als Gasthörer an der Berliner Universität Vorlesungen zu besuchen. Das Dienstjahr absolvierte er übrigens in Berlin beim 2. Garderegiment zu Fuß, einer Einheit, in die vor allem Söhne aus gutem Hause eintraten – so zum Beispiel auch Theodor Lewald, Diems späterer Vorgesetzter, dessen Vertrauen sich folglich um so leichter gewinnen ließ. Nach dem Ersten Weltkrieg durfte Diem sich endlich Dr. med. h. c. nennen, schon in der NS-Zeit bemühte er sich auch um den Professorentitel, der ihm freilich erst nach dem Zweiten Weltkrieg in Gestalt einer Honorarprofessur der Universität Köln zuteil wurde.

Aber auch für Diems besondere Leidenschaft für den Sport stehen psychologische Erklärungsmodelle bereit. Viele Hinweise bezeugen, dass Diem als Kind kränklich und schwach war. Eine längere Erkrankung verursachte das Scheitern auf dem Französischen Gymnasium. Ohne Antrieb und abgeschlagen habe er sich meistens gefühlt, hat Diem in späteren Rückblicken auf seine Kindheit selbst konstatiert. Der Sport war das beste Gegenmittel gegen solche Befindlichkeiten. In diesem Sinne hat Diem ihn Zeit seines Lebens auch der Öffentlichkeit empfohlen. Er selbst stand an jedem Morgen in aller Herrgottsfrühe auf, um aus der sportlichen Betätigung Frische, Vitalität und Tatkraft zu ziehen. Die vorzügliche Gesundheit, die er sich damit erarbeitete, erlaubte noch dem über Siebzigjährigen ein enormes Arbeits- und Reisepensum.

Daneben steht zur Erklärung von Diems Sportleidenschaft auch noch der psychologische Begriff des ‚Schlüsselerlebnisses‘ zur Verfügung. Dieses Erlebnis können für Diem die Olympischen Zwischenspiele von 1906 in Athen gewesen sein, die ihn erstmals mit der Welt der Antike in Berührung brachten: Die Wettbewerbe fanden, zugespitzt formuliert, im Schatten der Akropolis statt. Diem war fasziniert, und das vermeintliche Intermezzo in der Stadt des Perikles brachte die Entscheidung für die Aufgabe des kaufmännischen Berufs, für die ausschließliche Betätigung als Sportjournalist und Sportfunktionär. Viele Jahre später hat Diem dann auch die Sportstätten

von Olympia besucht, die fortan den wichtigsten Bezugspunkt seiner Griechenlandbegeisterung bildeten. Wie stark Diem sein gesamtes Tun in die Tradition des antiken Sports stellte, wird schon an der Form deutlich, in der er die Begegnung mit dessen Schauplätzen zelebrierte. Auf seinen zahlreichen Griechenlandreisen suchte der begeisterte Olympier stets die Gelegenheit, die Bindung an das antike Erbe symbolisch zu erneuern. Dazu stieg er auf den Kronos-Hügel oder tauchte wie bei einem Taufritual in die Fluten des Alpheios ein. Noch in späteren Jahren standen solche Erfahrungen beim Entwurf der Olympischen Akademie Pate, die eine Schar ausgewählter junger Leute durch die Berührung mit den antiken Stätten für ihr Leben auf die olympische Idee einschwören sollte.

Das Individuum in der Sicht der Postmoderne

Bevor nun allerdings die psychologischen Deutungsversuche fortgesetzt werden, die sich bekanntlich schnell dem Vorwurf der allzu großen Vereinfachung aussetzen, ist es Zeit daran zu erinnern, dass die moderne Biographieschreibung ohnehin, wie gehört, der Subjektkategorie skeptisch gegenüber steht – und diese Kategorie wird von einer psychologisierenden Herangehensweise implizit natürlich stark gemacht. Um die Rolle des Subjekts angemessen zu beschreiben, gilt die radikale Skepsis der Sozial- und Strukturgeschichte freilich mittlerweile als ebenso veraltet wie die umgekehrte Verabsolutierung durch den Historismus. Neue Ansätze aus dem Umfeld von Historischer Anthropologie, Kulturgeschichte und Mikrohistorie betonen stattdessen die Ambivalenz von struktureller Determiniertheit auf der einen und persönlichen Gestaltungsspielräumen auf der anderen Seite. Statt der sozialgeschichtlichen Destruktion von Individualität macht die postmoderne Dekonstruktion darauf aufmerksam, dass es bei aller Verrechenbarkeit von individuellem Denken, Sprechen und Handeln mit zeitgenössischen Diskursen und Habitusformen doch Reservate des Eigensinns gibt, die einem Lebenslauf seinen – zumindest in einigen Punkten – singulären Zuschnitt geben können.

Singularität meint dabei aber etwas völlig anderes als die konsequente Ausfaltung eines stimmigen Selbstentwurfs. Dessen Trugbildhaftigkeit steht auch für die kulturwissenschaftlichen Ansätze außer Frage. Das Leben eines Menschen, heißt es hier, folgt weder einer subjektiven, noch einer objektiven Intention; es ist nicht auf ein Ziel ausgerichtet. Damit wird die Subjektskepsis und Anti-Teleologie der Sozialgeschichte sogar noch überboten, die immerhin objektive Intentionen gelten ließ – Lebensläufe wurden als typisch für bestimmte soziale Gruppierungen angesehen oder, am stärksten pointiert durch den Rückgriff auf die hegel-marxistische ‚List der Vernunft‘, in einen kausalen Zusammenhang mit politischen, wirtschaftlichen oder kulturellen Veränderungen gebracht. Stattdessen betont die aktuelle Diskussion die Kontingenz biographischer Windungen und Wendungen, formuliert mit Bourdieu, dass die kontinuierliche Entwicklung des Individuums eine Fiktion ist, die wohl durch die Konstanz des Eigennamens in die Welt kam. Das geschlossene Selbst, der homo clausus, ist eine Erfindung von Empfindsamkeit und Romantik, eine Leitidee schließlich des 19. Jahrhunderts, der auch von der historistischen Geschichtsschreibung gehuldigt wurde. Tatsächlich aber zerfällt der Mensch in viele soziale Rollen, kreuzen sich in ihm Diskurse, die von Fall zu Fall angeeignet und immer wieder umgewandelt werden, je nachdem, wie der jeweilige Sprech- und Handlungskontext es eingibt.

Gerade aus dieser Aufsplitterung resultiert aber auch die Chance zur Ausbildung von Eigensinn, von der oben die Rede war. Wer von vielen Strukturen, Kontexten und Diskursen geprägt ist, ist es von keiner einzelnen Struktur, keinem einzelnen Kontext, keinem einzelnen Diskurs vollständig; aus der Überlappung und Überschneidung, auch aus Widersprüchen zwischen den determinierenden Faktoren resultieren Möglichkeiten zu eigenmächtigen Arrangements. Der Begriff Arrangement ist mit Bedacht gewählt, denn die Singularität besteht weniger in einer individuellen Kreation als in der spezifischen Verbindung vorgefundener Bausteine. Außerdem lässt auch die Betonung der Kontingenz, des ungeplanten, Überraschend-Ereignishaften neue Nischen für ein subjektives Agens, für eine verbleibende Offenheit des Handelns entstehen. Wo der Zufall eine große Rolle spielt, können auch die kontextuellen Festlegungen nicht so zwingend sein, dass jede persönliche Entscheidungsfreiheit aufgehoben ist.

Überträgt man diese Annahmen auf die Biographie Diems, so ergeben sich vor allem dort Anknüpfungspunkte, wo wir es mit Brüchen, Disparitäten und Widersprüchen zu tun haben. In Diems Leben gab es allein drei dramatische Umschwünge, die mit politischen Systemwechseln zusammenfielen: Die Revolution von 1918, die Machtübernahme durch die NSDAP 1933 und den Übergang zur Bundesrepublik nach 1945. Bezieht man den Kriegsbeginn von 1914 noch mit ein, der Diem für mehrere Jahre zum Soldaten machte, kann man sogar vier Bruchstellen zählen. Jedes Mal galt: In einer völlig neuen politisch-sozialen Umwelt musste die Berufskarriere fortgesetzt, der Freundeskreis, ja das gesamte soziale Netzwerk erhalten, die eigene Identität stabilisiert bzw. neu entworfen werden. Der Doppelsinn des Verbs „arrangieren“ trifft die Herausforderung sehr gut, vor der Diem in all diesen Fällen stand: Einerseits arrangierte er sich – mehr oder weniger – mit den jeweiligen Machthabern, andererseits musste er Versatzstücke seiner Weltanschauung, seines Handelns, seines Habitus neu arrangieren, also rekombinieren, anders ausrichten, um sie in die jeweils veränderte Umwelt einzupassen. Neben diesen Brüchen auf der diachronen Achse haben wir es aber auch mit Disparitäten auf der synchronen Achse zu tun, jener Rollendivergenz nämlich, die oben bereits angesprochen worden ist: Diem war Funktionär, Journalist, Pädagoge, Wissenschaftler und noch vieles mehr, und er musste all diese Tätigkeiten unter einen Hut bringen. Auch hier waren Arrangements gefragt. Brücken mussten geschlagen werden zwischen den Inseln jenes Archipels, als welches die Postmoderne den Menschen definiert; Sinnprovinzen waren an der Sezession zu hindern. Diem wirkte als ‚Bastler‘, um einen weiteren Begriff des Poststrukturalismus zu verwenden, der seine verschiedenen Tätigkeitsfelder immer wieder neu zusammenfügte, und zwar so, dass sie unter sich wandelnden politisch-sozialen Rahmenbedingungen eine bestimmte Passförmigkeit behielten. Dem lag freilich kein Meisterplan zugrunde, keine große Strategie, mit der Diem sich selbst und sein Lieblingskind, den Sport, durch die Untiefen der deutschen Geschichte im Zeitalter der Weltkriege hindurchlotste. Es war vielmehr ein ständiges Lavieren, Reagieren und Ausprobieren, dessen Resultate allenfalls im Nachhinein von Diem selbst und auch von anderen als kontinuierliche Entwicklung, etwa als stetiges Wachstum, interpretiert werden konnte.

Vor diesem Hintergrund erscheint auch mancher vermeintliche Widerspruch im Denken und Handeln Diems in einem anderen Licht. Wo Stimmigkeit ohnehin höchst unwahrscheinlich ist, macht ihr Gegenteil einen weit geringeren Skandal, als die landläufige Anklage des Opportunismus wahrhaben möchte. Diems Leben war ebenso

wenig aus einem Guss gewonnen wie dasjenige der meisten anderen historischen Akteure: Er optierte politisch Zeit seines Lebens konservativ, und engagierte sich doch mit dem Sport in einem Bereich, der vielen Konservativen als eine geradezu „verrückte“ Neuerung galt; er trat nach dem Zweiten Weltkrieg in Köln der CDU bei, ohne jemals, obwohl in seiner Vaterstadt Würzburg katholisch getauft, eine engere Kirchenbindung besessen zu haben; er betonte nach der Heirat mit Liselott seinen Familiensinn und hatte doch bis dahin als bekennender Bonvivant ein sehr freizügiges Leben mit wechselnden Liebschaften geführt, einschließlich der deutlich homoerotisch gefärbten Freundschaft zu Martin Berner; er schätzte die Rolle des Familienvorstands und Ernährers und hatte doch eine Ehefrau, die nach damaligen Maßstäben zumindest in einigen Bereichen ausgesprochen selbständig und emanzipiert war. In der Deutung und politisch-sozialen Positionierung des Sports haben wir es mit einer ähnlich komplizierten Gemengelage zu tun. Diem wollte den Sport als Mittel zur Wehrtüchtigung und zur Hebung der Volksgesundheit in den Dienst nationaler Kraftentfaltung gestellt sehen, und er huldigte doch gleichzeitig der internationalen olympischen Idee; einigen seiner Kritiker galt er daher als Chauvinist und Militarist, anderen als bürgerlicher Kosmopolit. Diem liebte in der Tradition der Jugendbewegung vor allem den an das Naturerleben zurück gebundenen Sport, das Waldlaufen, Wanderrudern und Skifahren, und er stand gleichzeitig, anders als seine Kontrahenten, die Turner, der modernen Technik aufgeschlossen gegenüber, insbesondere den neuen Medien, die er höchst professionell zur Verbreitung seiner Ideen nutzte. Diem betonte zumeist die Freiwilligkeit des Sporttreibens, dessen letztes Motiv nur die Freude an der Sache sein könne, aber das hinderte ihn nicht daran, auch die in den totalitären Staaten vielerorts verhängte Sportpflicht mit dem einen oder anderen neidischen Blick zu streifen.

Konzeptionelle Schlussfolgerungen

Welche Konsequenzen haben solche Befunde für die Arbeit des Biographen? Er muss, um das bereits oben eingeführte Bild zu verwenden, Diem als einen Bastler zu begreifen lernen, der mit einem bestimmten Vorrat an Spielmarken hantierte, aus denen er immer wieder neue Tableaus schuf. Einige Elemente blieben dabei konstant, andere wurden durch eine veränderte Einbettung modifiziert, wieder andere auch gänzlich ausgetauscht. In sehr kreativer Weise nutzte Diem die Polyvalenz und Deutungsoffenheit des Sports, um immer wieder neue Anschlüsse herzustellen, um die Leibesübungen möglichst breit in ihrer politischen, gesellschaftlichen und kulturellen Umwelt zu verankern. Überall, wo es sich nur irgend anbot, sollten verbindende Fäden geknüpft, Nutzeffekte demonstriert, Ähnlichkeiten und Affinitäten nachgewiesen werden. Diem konnte bei dieser ständigen Deutungs-, aber auch praktischen Aufbau- und Organisationsarbeit deshalb aus dem Vollen schöpfen, weil sich der Sport noch in einem vergleichsweise frühen Entwicklungsstadium befand, in einem Stadium, das es einem Einzelnen noch möglich erscheinen ließ, sich als Universalist für seine sämtlichen Zweige kompetent zu fühlen. Sportpädagogische, sporthistorische, sportmedizinische Kenntnisse und noch viele andere Wissensbestände wurden von Diem angeeignet, argumentativ aufbereitet und als Treibstoffe dem unaufhörlich laufenden Motor der Legitimations- und Reklamearbeit für den Sport zugeführt. Völlig unangemessen ist es folglich auch, Diem aufgrund seiner teils nur oberflächlichen Kenntnisse

Halbbildung und Dilettantismus vorzuwerfen. Diem musste an der Oberfläche bleiben, musste popularisieren, denn er wollte, egal worüber er schrieb, immer in erster Linie für den Sport *werben* – er war ein Mann der Öffentlichkeit, jenes Diskursraumes, in dem alle Wirklichkeitsbereiche repräsentiert sind und miteinander verknüpft oder gegeneinander abgewogen werden.

Mit einer anderen Formulierung ließe sich auch sagen: In einem permanenten Prozess der Realitätskonstruktion ordnete Diem dem Sport seine Rolle im öffentlichen Diskursraum zu. Damit wird der Anschluss an die konstruktivistischen Grundannahmen hergestellt, die schon bei der anfänglichen Frage nach dem Aufbau der biographischen Optik zu Grunde lagen. Um diesen Ansatz abzurunden, ist zum Abschluss noch die Selbstkonstruktion des *Objekts* der biographischen Anstrengung anzusprechen. Welches Selbstverständnis hat Diem entwickelt, welchen Begriff von Subjektivität besaß er, wie beurteilte er seine eigene Entscheidungsfreiheit? Hat Diem die Pluralisierung seiner eigenen Identität überhaupt zu reflektieren vermocht, oder dachte er sich selbst vielleicht noch als ein geschlossenes Individuum in der Tradition des Bildungsbegriffs der Goethezeit? All diese Fragen werden sich hoffentlich mithilfe des großen Konvoluts von Selbstzeugnissen beantworten lassen, das Diem hinterlassen hat. Bei dessen Untersuchung ist allerdings zu beachten, dass die Selbstentwürfe, die hier sichtbar werden, keineswegs nur diejenigen sind, die tatsächlich Diems Wahrnehmung der eigenen Person prägten. Stattdessen ging es dem Verfasser immer auch darum, ein bestimmtes Bild von sich aufzubauen und an andere, letztendlich auch an die Nachwelt, weiter zu geben. Diem wollte selbst beteiligt sein an der Konstruktion der Vorstellung, die spätere Generationen von ihm haben würden. Hier muss der Biograph auf der Hut sein, auch wenn er weiß, dass auch *seine* Anstrengung letztlich nur ein Rinnsal in dem großen Strom gesellschaftlicher Erinnerungsarbeit ist, in den viele Tradition stiftende Elemente einfließen, nicht nur diejenigen, die er sich selbst bewusst zu machen vermocht hat.

LITERATUR

- Berger, Joachim 2003: Anna Amalia von Sachsen-Weimar-Eisenach (1739-1807). Denk- und Handlungsräume einer ‚aufgeklärten‘ Herzogin, Heidelberg
- Bödeker, Hans Erich 2003: Biographie schreiben, Göttingen
- Bourdieu, Pierre 1986: L'illusion biographique, in: Actes de la recherches en sciences sociales 62/63, 69-72
- Frie, Ewald 2001: Friedrich August Ludwig von der Marwitz 1777-1837. Biographien eines Preußen, Paderborn
- Gestrich, Andreas u. a. (Hg.) 1988: Biographie – sozialgeschichtlich. Sieben Beiträge, Göttingen
- Hähler, Olaf 1999: Historische Biographik. Entwicklung einer wissenschaftlichen Darstellungsform von der Antike bis ins 20. Jahrhundert, Frankfurt/M.
- Herbert, Ulrich 1996: Best. Biographische Studien über Radikalismus, Weltanschauung und Vernunft, 1903-1989, Bonn
- Kaube, Jürgen 2005: Soziologische Anmerkungen zur Biographie in der Wissenschaftsgeschichte, in: Geschichte der Germanistik. Mitteilungen 27/28, 5-12
- Lässig, Simone 2004: Toward a Biographical Turn? Biography in Modern Historiography – Modern Historiography in Biography. Conference Report, in: German Historical Institute Bulletin 35, 147-155
- Lenger, Friedrich, Werner Sombart 1994: 1863-1941. Eine Biographie, München

- Meier, Christian 1980: Die Ohnmacht des allmächtigen Diktators Caesar. Drei biographische Skizzen, Frankfurt/M.
- Röcklein, Hedwig (Hg.) 1993: Biographie als Geschichte, Tübingen
- Walter, James, Raija Nugent (Hg.) 1984: Biographers at Work, Brisbane
- Wildt, Michael 2002: Generation des Unbedingten. Das Führungskorps des Reichssicherheitshauptamtes, Hamburg